

eignet, im Zuge der Reflexionsvollzüge an ästhetischen Objekten eine Verbindung zu diesen Gegenständen zu gewährleisten. Wir folgen demnach eben Spuren im Raum, wenn wir Reflexionsvorgänge an ästhetischen Objekten vollziehen.

Die gesamte Historie der Kunstobjekte auf Produktionsseite und der Geschichte der Kunstkritik auf Rezeptionssseite kann letztlich als ein Reflexionsgeschehen betrachtet werden, das stets auf allen diesen drei Wahrnehmungsebenen operiert. Immer geht es dabei darum, sich einem sinnlich erfahrbaren Gegenstand zu überlassen oder einen solchen herzustellen, diesen Gegenstand als einen in irgendeiner Weise bestimmten Gegenstand zu interpretieren und schließlich an ihm weitergehende Reflexionen anzustellen. Begegnen wir ästhetischen Medien und Werken der Kunst, vollzieht sich stets eine ästhetische Reflexion in den beschriebenen drei Dimensionen: Unsere Aufmerksamkeit wird von einem sinnlich Erscheinenden gefesselt, wir versuchen dieses Erscheinende interpretierend zu begreifen und wir suchen nach möglichen Verweiszusammenhängen, die letztlich über dieses Erscheinende hinausführen. Piranesis Radierungen beispielsweise präsentieren uns Farben und Formen, die wir als bestimmte römische Architekturen identifizieren können und die sich in der Weise ihrer Darstellung als Verweis auf die etruskischen im Unterschied zu den griechischen Einflüssen auf Rom deuten lassen. Das damit bislang Festgehaltene zur alltäglichen und ästhetischen Wahrnehmung bedarf weiterer Ausführungen. Wir werden in den folgenden beiden Unterkapiteln die tragende Rolle der Sprache und der Zeichen für die angesprochenen Wahrnehmungsprozesse untersuchen.

4.2 Raum der Sprache

In die Bildung und den Gebrauch der Sprache geht [...] notwendig die ganze Art der subjektiven Wahrnehmung der Gegenstände über. Denn das Wort entsteht eben aus dieser Wahrnehmung, ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes.³⁹

Das Zitat Humboldts nimmt bereits vorweg, worum es im Verhältnis von Wahrnehmung und Sprache geht: Die Wahrnehmungen werden nicht nur durch das beeinflusst und ermöglicht, wofür wir Worte haben, sondern die Wahrnehmung hat ebenso Einfluss auf den Sprachgebrauch. Der Titel dieses Kapitels zielt nicht auf ein Verständnis der Sprache als eines metaphorischen Raumes ab, sondern auf Erfahrungsräume, für deren Erleben die Sprache in der nachfolgenden Hinsicht relevant ist. Dabei geht es immer um ein komplexes Zusammenspiel von Wahrnehmung und Sprache. Wir werden sehen, dass wir in der Auseinandersetzung mit der Sprache auf ein ähnliches Verhältnis wie schon zuvor im Zusammenhang mit der Wahrnehmung stoßen: Weder bildet Sprache die Welt einfach nur ab noch konstruiert sie die Welt im Medium ihrer Worte. Schürmann zufolge haben sprachphilosophische Untersuchungen gezeigt, dass die Sprache weder etwas aus einer vorgefundenen äußeren Realität einfach abbildet, noch dazu dient, in irgendeiner Weise vorsprachlich, mental und subjektiv gegebene Phänomene wie ein Werk-

39 Wilhelm von Humboldt: *Schriften zur Sprache*, Stuttgart 1995, S. 53.

zeug durch Sprache zu vermitteln. Das Gefüge von Mensch, Welt und Sprache sei keine statisch zu denkende Korrelation. Das Sprechen müsse demnach, wie auch das Sehen, als eine performative, also vollzugsförmige Tätigkeit untersucht werden, »in der und durch die die Welt erscheint«,⁴⁰ wie in der Auseinandersetzung mit der Sprachphilosophie Humboldts ersichtlich werden soll.⁴¹ Nur durch ein solches Verständnis der dynamischen Offenheit des Mediums Sprache kann mit Blick auf die ästhetischen Medien und Künste gewährleistet werden, dass sie sowohl neue Erscheinungsweisen von Dingen entstehen lassen, die neue begriffliche Verständnisweisen erfordern, als auch, dass im Zuge kreativer, artifizierender und mehr oder weniger artistischer Schaffensprozesse neue begriffliche Ideen und Gedankenexperimente neue Darstellungsweisen nach sich ziehen. Das gilt in gleicher Weise für traditionellere und konservativere Kunstgenres und -gattungen, wie für die ausgefallensten Kunstavantgarden. Ohne die konstitutive Offenheit von Sprache und Wahrnehmung, unserer begrifflichen Sinngebungsverfahren und sinnlichen Wahrnehmungsweisen wären Innovationen in der Kunst wie in anderen Sphären – man denke an die experimentellen Praktiken der Natur- und die theoretischen Experimente der Geisteswissenschaften – nicht möglich.

Das Verhältnis der Sprache zur Wahrnehmung ist Schürmanns Ansicht nach als ein *komplementäres* und nicht *kompetitives* zu denken. Auf welche Weise Sehen und Sprechen einander wechselseitig auch durchdringen – auseinander ableitbar oder untereinander subsumierbar sind sie dadurch nicht.⁴² Wahrnehmungen können in Aussagen über das Wahrgenommene nicht *aufgehen*, auch wenn sie von ihnen in gewisser Hinsicht *ausgehen*, wie wir im Hinblick auf das abduktive Schließen im Zuge der Wahrnehmung als nächstes sehen werden: »Durch das Medium der begrifflichen Erkenntnis gewinnen wir Arten der Kenntnis über den Bereich des begrifflich Bestimmbaren hinaus, die wir gleichwohl unserer Fähigkeit zur begrifflichen Bestimmung verdanken.«⁴³ Für die vorliegende Arbeit selbst und ihren zentralen Gegenstand der ästhetischen Medien und Kunstwerke über Ruinen ist ein Verständnis des Verhältnisses von Sprache und sinnlicher Wahrnehmung grundlegend, das sich treffend formuliert bei Adorno findet.⁴⁴ Es geht darum »über den Begriff durch den Begriff hinauszugelangen«.⁴⁵ Wir können uns insbesondere im Zuge einer theoretischen Auseinandersetzung nur im Medium der Sprache über Phänomene verständigen, die in diesen sprachlichen Bestimmungen u. a. aufgrund der »Simultaneität und Momentaneität«⁴⁶ von sinnlich Vernehmbarem in tatsächlichen Erfahrungssituationen nicht *aufgehen*.⁴⁷ Daher gilt es, sich ihnen soweit wie möglich anzunähern, und durch die begriffliche Auseinandersetzung Verständnisse

40 E. Schürmann: *Sehen als Praxis*, S. 17.

41 Vgl. ebd.

42 Vgl. ebd., S. 19f.

43 Martin Seel: *Aktive Passivität. Über den Spielraum des Denkens, Handelns und anderer Künste*, Frankfurt a.M. 2014, S. 45.

44 Vgl. Christoph Demmerling: *Sprache und Verdinglichung. Wittgenstein, Adorno und das Projekt einer kritischen Theorie*, Frankfurt a.M. 1994, S. 130.

45 Theodor W. Adorno: *Negative Dialektik*, in: ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 6: *Negative Dialektik. Jargon der Eigentlichkeit*, hg. v. Rolf Tiedemann, Frankfurt a.M. 2013, S. 7–412, hier S. 27.

46 M. Seel: *Ästhetik des Erscheinens*, S. 55.

47 Vgl. ebd., S. 88–92.

zu eröffnen, die sich, wenn sie zutreffend sind, letztlich erfahren lassen – in unserem Fall insbesondere an ästhetischen Objekten, Medien und den Gegenständen der Kunst. Dabei gilt, was Gadamer in *Die Aktualität des Schönen* schreibt: »Die Erwartung, dass man den Sinngehalt, der uns aus Kunst anspricht, im Begriff einholen kann, hat Kunst immer schon auf gefährliche Weise überholt.«⁴⁸

4.2.1 Abduktion der Wahrnehmung

Wahrnehmung ist in gewisser Hinsicht sprachlich durchdrungen und nimmt zugleich Einfluss auf die Sprache. Im Folgenden soll genauer erläutert werden, inwiefern dieses wechselseitige Verhältnis von Sprache und Wahrnehmung zu verstehen ist. Zunächst soll am Beispiel des Vermögens zur Verzeichnung und des abduktiven Schlusses der Einfluss der Semiotik bzw. Sprache auf die Wahrnehmung behandelt werden, um anschließend mit Humboldts Sprachphilosophie den umgekehrten Einfluss der Wahrnehmung auf die Sprache zu erläutern. Es handelt sich dabei um eine theoretische Trennung von in den Praktiken des Wahrnehmens und Sprechens immer schon simultan auftretenden Phänomenen – das eine kommt hier nur *systematisch*, nicht *faktisch* vor dem anderen. Wenn in diesem Kapitel von Zeichen und Verzeichnung die Rede ist, dann geht es nicht dem Alltagsverständnis nach um Zeichen im Sinne materieller Objekte im Raum, die auf etwas Bestimmtes verweisen, sondern um die geistige Fähigkeit, solche Verweise und Verbindungen überhaupt herstellen zu können. Den Zeichen im klassischen Sinne werden wir uns noch einmal eigens im Kapitel zum *Raum der Zeichen* zuwenden.

Mark Ashraf Halawa zufolge ist die Wahrnehmung in gewisser Hinsicht nicht von semiotischen Zusammenhängen zu trennen, wenn er im Rückgriff auf den amerikanischen Philosophen Charles Sanders Peirce im Zeichen ein »*Elementarteilchen unseres Erkenntnisvermögens*«⁴⁹ sieht: »Nur was wir verzeichnen können, kann für uns zu einem Begriff werden, kann uns folglich sowohl theoretisch als auch praktisch zugänglich werden.«⁵⁰ Er grenzt sich damit von phänomenologischen Ansätzen ab, wonach verkürzt gesagt die Wahrnehmung einfach unmittelbar präsent und evident ist und somit als eine Tätigkeit losgelöst von jeglichen interpretierenden Vorgängen zu verstehen ist. Halawa setzt bei Kants bereits behandeltem Grundsatz an, dass sich Anschauung und Begriff gegenseitig bedingen. Wahrnehmung ist demnach in gewisser Hinsicht immer ein Vorgang, im Zuge dessen das sinnlich gegebene Mannigfaltige zu einer sinnstiftenden Einheit gebracht wird. So fassen wir z. B. sehr verschiedene, in ihrem Erscheinen uns sinnlich gegebenen Gegenstände in der Welt aufgrund bestimmter Ähnlichkeiten unter den Ausdruck ›Haus‹ und *begreifen* sie daher *als Häuser*. Hierbei kommen Zeichen in einem sehr weiten und anderen Sinne ins Spiel, als wir es im Kapitel zum *Raum der Zeichen* noch sehen werden. Zeichenverhältnisse sind bei Halawa im Anschluss an Peirce nicht bloß als Eigenschaften materieller Entitäten zu verstehen, wonach der eine Gegenstand auf einen anderen verweist, sondern es geht insbesondere um das Erkenntnisvermögen, das

48 H.-G. Gadamer: *Die Aktualität des Schönen*, S. 54.

49 Mark Ashraf Halawa: *Wie sind Bilder möglich? Argumente für eine semiotische Fundierung des Bildbegriffs*, Köln 2008, S. 99.

50 Ebd.

Zeichenrelationen *als diese Zeichenrelationen* interpretiert: »Einen Gegenstand als Zeichen zu interpretieren bedeutet zugleich, sich einen Begriff von diesem Gegenstand zu machen.«⁵¹ Weil wir in der Lage sind, etwas *als etwas* verzeichnen zu können, sei es mittels einfacher Zeichen⁵² oder mittels komplexer sprachlicher Ausdrücke, sind wir überhaupt im Stande, erkennend wahrnehmen zu können.⁵³ Eine Wahrnehmung gewinnt Bedeutung, sobald sie die Wahrnehmung *von etwas* ist. Wir nehmen somit nicht im Sinne des Mythos vom unschuldigen Auge einfach ein ›nacktes Ding‹ wahr, sondern unsere erkennende Wahrnehmung ist *eine bestimmte von einem bestimmten Ding* und dieses spezifische Etwas ist uns stets semiotisch vermittelt im genannten Sinne zugänglich.

Die Rede von Zeichen als Elementarteilchen der Erkenntnis kann hierbei irreführend sein, wenn sie den Anschein erweckt, es gäbe wortwörtlich elementare, einfache Zeichen, die nur zusammengefügt werden müssten, um komplexere Sinnzusammenhänge zu bilden. Es scheint vielmehr so zu sein, dass auch einfache Zeichen ihre Bedeutung nur vor dem Hintergrund letztlich einer ›im Ganzen‹ gegebenen, komplexen Sprache gewinnen können.⁵⁴ Das einzelne Zeichen kann im Sinne eines semantischen Sprachholismus seine Bedeutung nur in Abgrenzung von anderen innerhalb einer gesamten Sprache gegebenen Zeichen gewinnen.⁵⁵ Das Vermögen zur Verzeichnung, und damit einhergehend, die Fähigkeit zur Wahrnehmung von etwas als etwas muss somit als *elementar* für jede erkennende Wahrnehmung betrachtet werden. Für ästhetische Medien wie Bilder, Bewegtbilder und virtuelle Räume gilt: Sie bieten etwas dar, das sich einer erkennenden Wahrnehmung nur erschließt, wenn man die entsprechenden Zeichenrelationen und Verweiszusammenhänge zu interpretieren weiß. Entscheidend für die Frage danach, *als was* wir Dinge in der Wahrnehmung verzeichnen, ist der abduktive Schluss, der ebenfalls auf Peirce zurückgeht und nachfolgend vorgestellt werden soll.

In Peirces Logik stellt die Abduktion neben Deduktion und Induktion eine von drei möglichen und seiner Ansicht nach gültigen logischen Schlussfolgerungen dar. Während die Deduktion die Ableitung des Besonderen aus dem Allgemeinen darstellt, besteht die

51 Ebd., S. 61.

52 Mit ›einfachen Zeichen‹ sind hier ›nichtsprachlich‹ verfasste Zeichen gemeint, wie bspw. bestimmte Verkehrsschilder. Die Vermutung, die hier nicht ausgeführt werden soll, lautet, dass auch diese einfachen Zeichen letztlich ihre Bedeutung nur vor dem Hintergrund eines sprachlichen Gesamtkontextes gewinnen und insofern nicht unabhängig von Sprache sind.

53 »Ich kann (»faktisch«) nur bestimmte Verbindungen herstellen und bestimmte Bestimmungen vornehmen – diejenigen nämlich, die ich herzustellen und vorzunehmen vermag, indem ich die Potentiale einer Kultur oder Sprache aufnehme, verwende und verwandle. Und das gilt auch für das sinnliche Erfassen im engen Sinn sinnlichen Wahrnehmens. Wenn alles sinnliche Wahrnehmen (mit Gadamers Metapher) als das »Lesen« oder »Artikulieren« eines Gegenstandes gefasst werden kann, dann ist, *was* ich dabei lese, nicht minder vom Gelesenen als vom Leser und seiner Sprache bestimmt; ich kann nur lesen, das heißt: sehen oder wahrnehmen, was ich in meiner Sprache ausdrücken kann.« (Christoph Menke: *Wahrnehmung, Tätigkeit, Selbstreflexion: Zu Genese und Dialektik der Ästhetik*, in: Andrea Kern u. Ruth Sonderegger (Hg.): *Falsche Gegensätze. Zeitgenössische Positionen zur philosophischen Ästhetik*, Frankfurt a.M. 2002, S. 19–48, hier S. 36)

54 Die Idee einer ›ganzen Sprache‹ soll hier gerade mit Blick auf die dynamischen und wandelbaren Charakteristiken des Sprachgebrauchs verworfen werden. Gemeint ist hier die Gegebenheit einer Sprache eines gewissen Komplexitätsgrades, wie sie die natürlichen Sprachen aufweisen.

55 Vgl. M. A. Halawa: *Wie sind Bilder möglich?*, S. 100ff.

Induktion umgekehrt in der Ableitung des Allgemeinen aus dem Besonderen. Aus den beiden Prämissen der Regel »alle Menschen sind sterblich« und dem Fall »Sokrates ist ein Mensch« folgt deduktiv notwendig die Konklusion »Sokrates ist sterblich«. Induktiv lässt sich hingegen aus der Beobachtung »Sokrates ist ein Mensch« und der Beobachtung »Sokrates ist sterblich« auf die statistisch wahrscheinliche Regel »alle Menschen sind sterblich« schließen. Das Interessante an der Abduktion ist, dass sie es im Gegensatz zur Deduktion und Induktion ermöglicht, aus Prämissen, von denen angenommen wird, dass sie wahr sind, neues Wissen zu generieren. »Neu« ist dieses Wissen in dem Sinne, dass die Konklusion sich nicht wie im Zuge der anderen Schlussverfahren innerhalb eines Syllogismus automatisch aus den Prämissen ablesen lässt. Bei der Abduktion wird ein erkennendes Wahrnehmungssubjekt mit einem überraschenden Phänomen konfrontiert, das durch das Aufstellen einer erklärenden Hypothese erläutert werden soll. Syllogistisch ausgedrückt, geht die Abduktion also von einer Regel und einem Resultat als den beiden Prämissen aus. Die Konklusion soll nachfolgend mögliche Gründe dafür angeben können, warum entgegen bereits vorhandenen Wissens in Form der Regel, etwas zum wahrgenommenen Resultat führen konnte. Was war also der Fall, der zu einem bestimmten Resultat geführt hat? Mit Blick auf unser Sokrates-Beispiel bedeutet das: Weiß man also um die Regel, dass alle Menschen sterblich sind und hört von dem Resultat, dass Sokrates gestorben ist, dann kann man die Hypothese als den Fall anstellen, dass es sich bei diesem Sokrates um einen Menschen gehandelt haben muss. Zwingend, wie im Zuge der Deduktion oder auf statistischem Wege zu begründen, wie bei der Induktion, ist dieser Schluss nicht. Ob die Hypothese zutreffend ist, lässt sich erst aufgrund weiterer Prüfungen verifizieren oder falsifizieren. Mit der neu aufgestellten, erklärenden Hypothese zu einem Fall und dem evidenten Resultat ließe sich anschließend wiederum ein induktiver Schluss von Fall und Resultat auf eine Regel bilden, der statistisch belegt werden kann. Nur in einem solchen Vollzug von Schlussverfahren lassen sich Hypothesen über auftretende Phänomene bestätigen oder widerlegen.⁵⁶ Folgt man Peirce, vollzieht sich unsere Wahrnehmung stets in diesem Sinne hypothetisch und insofern abduktiv. Dass die tatsächliche Wahrnehmungssituation derweil in einzelnen Wahrnehmungsurteilen nicht aufgeht, sehen wir auch an folgender Passage bei Peirce:

»Unter einem Wahrnehmungsurteil verstehe ich ein Urteil, das in Satzform aussagt, worin eine Eigenschaft eines Wahrnehmungsinhaltes besteht, der unserem Verstande direkt gegenwärtig ist. Der Wahrnehmungsinhalt ist natürlich nicht selbst ein Urteil, noch kann ein Urteil einem Wahrnehmungsinhalt in irgendeinem Grade gleichen. Es ist ihm so wenig ähnlich, wie die gedruckten Buchstaben in einem Buch, in dem eine Madonna von Murillo beschrieben wird, diesem Bild selbst ähnlich sind.«⁵⁷

Die tatsächliche Wahrnehmung verfährt wesentlich komplexer und impliziter, als in der Bildung einzelner Wahrnehmungsurteile. Die Vermutung lautet, dass wohl im Zuge jeder Wahrnehmungssituation immer schon ein unüberschaubares Netz aus im Laufe des

56 Vgl. ebd., S. 108f.

57 Charles Sanders Peirce: *Die Abduktion in der Wahrnehmung*, in: L. Wiesing (Hg.): *Philosophie der Wahrnehmung. Modelle und Reflexionen*, S. 195–202, hier S. 195.

Lebens gesammelten Überzeugungen und den daraus resultierenden intentionalen Befürchtungen, Wünschen, Hoffnungen, Begierden usw. *implizit* jede einzelne Wahrnehmung trägt. Den mehr oder weniger unbewussten oder auch intuitiven Charakter der Wahrnehmung hat auch Peirce vertreten: »Das einzige, worauf ich bestehe, ist, daß diese Operationen [psychische Operationen, durch die Wahrnehmungsurteile gebildet werden, KB], wie sie auch aussehen mögen, völlig außerhalb unserer Kontrolle liegen und vor sich gehen werden, ob wir froh über sie sind oder nicht.«⁵⁸ Die Wahrnehmung ist nichts, was wir *aktiv* tun müssen, sondern was uns vornehmlich *passiv* widerfährt. So wie wir nicht permanent aktiv ein- und ausatmen müssen, sind wir nicht dazu angehalten, andauernd bewusst Wahrnehmungsurteile zu bilden. Sind wir als erwachsen(d)e Menschen zunehmend im Wahrnehmen eingespielt, verfährt die Wahrnehmung über weite Strecken intuitiv. Wir müssen auf dem Weg zur Arbeitsstelle nicht unzählige hypothetische Wahrnehmungsschlüsse auf ihre Richtigkeit hin prüfen, um erfolgreich anzukommen, und die Tatsache, dass man nach einigen den Geist umnebelnden Getränken in der Regel noch unfallfrei nach Hause findet, spricht ebenfalls dafür, dass wir nicht permanent am Steuer unserer Wahrnehmung sitzen müssen. Das soll keinesfalls bedeuten, dass wir nicht zu willentlicher und gerichteter Wahrnehmung befähigt wären. Wir sind frei darin, die Wahrnehmung innerhalb des Rahmens dessen, wie und als was sie uns widerfährt, auf diesen oder jenen bestimmten Aspekt zu richten. Gerade für die nicht-instrumentellen Wahrnehmungsvorgänge im Bereich des Ästhetischen und der Kunst wird unsere Freiheit im Wahrnehmen und Urteilen augenscheinlich. Für den vorliegenden Zusammenhang dient uns die Konzeption des abduktiven Schlusses, um zu erläutern, inwiefern die Wahrnehmung sprachlich bestimmt ist und in gewisser Hinsicht zumindest von einer potentiellen sprachlichen Bestimmbarkeit ausgeht, denn die behandelte Urteilsförmigkeit der Wahrnehmung, in der sich einzelne Wahrnehmungsaspekte explizieren lassen, verfährt nun einmal im Medium der begrifflichen Sprache.

Erkennende Wahrnehmung muss Wahrnehmung von etwas Bestimmtem als Bestimmtes sein: »Wer lediglich irgendetwas bemerkt hat, das er in keiner Weise zu bestimmen vermag, hat nichts erkannt. Etwas zu erkennen (oder zu erkennen glauben), [...] bedeutet, etwas Bestimmtes in seiner Bestimmtheit zu erkennen.«⁵⁹ An dieser Stelle lässt sich festhalten, dass, wenn wir etwas als etwas wahrnehmen, wir dabei stets Vermutungen darüber anstellen, wie es sich mit uns selbst und der Welt verhält, die sich im weiteren Vollzug der Wahrnehmung bestätigen, widerlegen oder korrigieren lassen, auch wenn es sich nur um den banalen Fall handelt, ob das haarige Wesen auf einer Wiese ein Hund oder eine Katze ist. In vielen Fällen läuft dies implizit und unmerklich ab. Sehen wir einen Baum als Baum, kann es sich im Einzelfall zwar genau genommen auch um ein anderes botanisches Gewächs handeln, in den meisten Fällen dürfte die Wahrnehmung eines Baumes jedoch zu keinen problematischen Fehlschlüssen führen. Läuft uns hingegen eine Person entgegen, die wir als jemand Bestimmten zu erkennen meinen, kann sich auf sehr drastische Weise herausstellen, ob es sich tatsächlich um denjenigen handelt oder nicht. Wir sehen an dieser Stelle, dass die Konzeption der

58 Ebd.

59 M. Seel: *Aktive Passivität*, S. 45.

hypothetisch verfahrenen Wahrnehmung dazu geeignet ist, Illusionen, Sinnestäuschungen, Delirien, Rauschzustände und Halluzinationen aufzuklären. Ob es sich so verhält, wie in einer bestimmten Wahrnehmungssituation angenommen wird, zeigt sich prozessual im weiteren Verlauf des Wahrnehmens und den damit einhergehenden Schlussverfahren. Erscheint einem der Vorhang im Gemälde eines Vermeers so real, dass man ihn zur Seite ziehen will, dürfte man spätestens beim Einschreiten des Sicherheitspersonals des Museums eines Besseren belehrt werden. Das spätere Wahrnehmungsurteil korrigiert somit das vorherige. Für die Auseinandersetzung mit ästhetischen Medien und Kunstwerken ist diese Form des hypothetischen Interpretierens grundlegend, wenn es z.B. darum geht, ob Farb- und Formkonstellationen in einem Bild lediglich Farb- und Formkonstellationen, einen Apfel oder im Lichte der christlichen Ikonographie den Sündenfall darstellen sollen. Schürmanns Ansicht nach ist zumindest beim alltäglichen Sehen von etwas als etwas der Akt der Urteilsfindung keine nachträgliche Zutat, sondern einhergehend mit dem visuellen Erfassen gegeben.⁶⁰ Man sieht demnach im Sinne Peirces auf implizite Weise dieses oder jenes immer zugleich hypothetisch als dieses oder jenes *Bestimmte*.⁶¹

4.2.2 Sprache als Praxis

Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. Die intellektuelle Tätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich und gewissermaßen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äußerlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher eins und unzertrennlich voneinander.⁶²

Sosehr uns die Sprache die Strukturen unseres Sprechens und Denkens vorgibt, haben wir doch auch einen gewissen Einfluss auf sie. Denken und Sprache sind bei Humboldt als interdependent zu begreifen, Sprechen und Denken bedingen einander: Wir können nicht denken ohne Sprache und nicht sprechen, ohne zu denken. Dabei gilt:

»Keiner denkt bei dem Wort gerade und genau das, was der andre, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, alle Übereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen. In der Art, wie sich die Sprache in jedem Individuum modifiziert, offenbart sich [...] eine Gewalt des Menschen über sie.«⁶³

Innerhalb gewisser Rahmenbedingungen sind wir demnach frei, uns in der Sprache und mit ihr frei zu bewegen. Dieser individuelle Einfluss *im Sprechen auf* das Sprechen passt,

60 Im Zuge vieler Kunstwerke wird das Wahrnehmungsurteil im Unterschied zur alltäglichen Wahrnehmung jedoch durchaus zu einem nachträglichen Schluss, weil sie gerade die Frage nach einer zutreffenden Interpretation stellen, die oftmals Korrekturen an den zunächst intuitiv vorgenommenen Urteilen erfordern.

61 Vgl. E. Schürmann: *Sehen als Praxis*, S. 72f.

62 W. v. Humboldt: *Schriften zur Sprache*, S. 45.

63 Ebd., S. 59.

wie als nächstes zu sehen sein wird, sehr gut zu dem von Fiedler vertretenen individuellen Einfluss des Einzelnen auf die Wahrnehmung. Nur weil wir in der Sprache – und damit im Denken – sowie in der Wahrnehmung und dem wechselseitigen Einfluss von Wahrnehmung und Sprache der Sache nach bedingt frei sind, können die ästhetischen Medien und die Künste uns ›Neues‹ zum Denken und Wahrnehmen geben – im Sinne von Variationen des ›Alten‹.⁶⁴ Die Begründung dieses Gedankens muss die vorliegende Studie mit Blick auf die Ruinenästhetik insgesamt liefern. Es sind ästhetische Medien und Kunstwerke, welche die Wahrnehmungs- und Verständnisweisen von Ruinen und damit einhergehend auch die Stellung des Menschen in der Welt in immer neuer Weise reflektieren. An dieser Stelle soll ersichtlich werden, weshalb es ausgerechnet eine Kombination der Wahrnehmungslehre Fiedlers und der Sprachphilosophie Humboldts ist, die mit Blick auf die ästhetischen Medien und Künste Aufschluss bieten soll.

Entscheidend mit Blick auf die Sprache ist, dass das Vermögen zur Verzeichnung mittels begrifflicher Sprache nicht nur die Voraussetzung für das individuelle Erkennen in der Wahrnehmung darstellt, sondern ebenso die Befähigung zur intersubjektiven Kommunikation darstellt. Die vorherigen Ausführungen zur Sprache könnten den Anschein erwecken, als ginge es im Sinne Johann Gottfried Herders *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* um die Frage, wie der Mensch sich für sich allein und aus sich selbst heraus gewissermaßen auf *solitäre* statt auf *kommunikative* Weise die Sprache und damit einhergehend das erkennende Wahrnehmen und Denken ›erfinden‹ konnte:

»Der Mensch, in den Zustand von Besonnenheit gesetzt, der ihm eigen ist, und diese Besonnenheit (Reflexion) zum erstenmal frei wirkend, hat Sprache erfunden. [...] Er beweiset also Reflexion, wenn er nicht bloß alle Eigenschaften lebhaft oder klar erkennen, sondern eine oder mehrere als unterscheidende Eigenschaften bei sich *anerkennen* kann: der erste Aktus dieser Anerkenntnis gibt deutlichen Begriff; es ist das erste Urteil der Seele – und – Wodurch geschah die Anerkennung? Durch ein Merkmal, was er absondern mußte und was, als Merkmal der Besinnung, deutlich in ihn fiel. [...] Dies *erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele! Mit ihm ist die menschliche Sprache erfunden!*«⁶⁵

Das Zitat Herders führt performativ vor, was sich anders als zirkulär kaum fassen lässt: Die Interdependenz von Sprache und Denken. Denn wir sind ja in dem Moment, da wir die Eigenschaften und Merkmale, die wir *als bestimmte* Eigenschaften und Merkmale besonnen vernehmen, bereits in den Modus des Vermögens zur Verzeichnung versetzt, wie wir mit Peirce und Halawa gesehen haben. Herder setzt also in dieser Lesart voraus, was er eigentlich erst begründen will. Der *erste Aktus dieser Anerkenntnis*, das *erste Urteil der Seele*, das *deutlichen Begriff* gibt, scheint ein Mythos zu sein, zumindest wenn es tatsächlich schon um erkennende Wahrnehmung in Form von identifizierenden und propositional

64 Vgl. A. Gehlen: *Zeit-Bilder*, S. 10f.; Gehlen schreibt diesbezüglich, dass die Avantgarde und die Innovationen in der Kunst zu jedem Zeitpunkt durch ihre jeweilige historisch-kulturelle Verortung bestimmt sind. Etwas ›Neues‹ kommt in den Sphären der Kunst also nicht aus dem ›Nichts‹, sondern differenziert sich fortwährend vor dem Hintergrund ihrer gesamten Historie aus. An späterer Stelle heißt es: »Nun sind alle Kunstarten und -stile, welches auch die Umstände ihrer Entstehung gewesen sein mögen, seit jeher kopiert, wiederholt oder weitergeführt worden, denn Kunst entsteht ja überhaupt an vorhergegangener Kunst und nicht an Natur.« (A. Gehlen: *Zeit-Bilder*, S. 287)

65 Johann Gottfried Herder: *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*, Stuttgart 2001, S. 31f.

artikulierten Wahrnehmungsurteilen geht. Wahrscheinlich dachte Herder vielmehr an eine wesentlich grundlegender anzusetzende Form des beispielsweise ›rein‹ visuellen Vernehmens und Sondierens. Damit ginge es Herder um Arten des unbegrifflichen Etwas-Sehens, wie wir es mit anderen Lebewesen teilen, im Unterschied zum begrifflichen Etwas-als-etwas-Sehen, wofür es der Sprache bedarf.

Es geht an dieser Stelle darum, dass die Sprachpraxis nicht primär aus dem solitären Reflexionsvorgang als dem Normalfall des Sprachgebrauchs heraus betrachtet werden sollte, sosehr sie dazu auch befähigt. Vielmehr kann sie nur am paradigmatischen Fall der zwischenmenschlichen Verständigung erhellend erläutert werden: »Der Mensch spricht, sogar in Gedanken, nur mit einem andren, oder mit sich, wie mit einem andren, und zieht danach die Kreise seiner geistigen Verwandtschaft, sondert die, wie er, Redenden von den anders Redenden ab.«⁶⁶ Dass Sprachen – und auch die ›Sprachen der Kunst‹ – vom Grundfall der intersubjektiven Verständigung über die von den einzelnen Subjekten unabhängig und objektiv geteilte Lebenswelt zu betrachten sind, ist entscheidend, wenn die ästhetischen Medien und Künste letztlich als menschliche Praktiken u. a. der Reflexion auf geltende Normen des Wahrnehmens und Verstehens begriffen werden sollen. Auch in den Sphären der artifiziellen bzw. artistischen Reflexionen macht nicht jeder einfach nur wie und was er will, sosehr ihre Gebilde zuweilen diesen Anschein erwecken.

Alle begrifflichen Bestimmungsversuche unserer selbst und der Welt gewinnen ihren Sinn und Zweck maßgeblich aus bestimmten sozialen Praktiken heraus. Auch der einzelne Mensch kann, wenn er in Einsamkeit sprachlich reflektiert, dies nur im Hinblick auf eine zumindest potentielle Mitteilbarkeit innerhalb sozialer Kontexte tun. Denn Richtigkeit und Wahrheit kann es nur als Eigenschaften von propositionalen Aussagen im Abgleich des intersubjektiven Austausches geben – und warum sollten wir denken und sprechen, wenn nicht um der Richtigkeit und Wahrheit willen? Wir wollen eben wissen, wie es sich mit uns und der Welt verhält. Das können Überlegungen mit Blick auf banale instrumentelle Vorgänge sein, wie den richtigen Einsatz von Werkzeugen: Wie muss man denn das Stöckchen nun reiben, damit sich Feuer entfacht? Das Gleiche gilt für die großen kantischen Fragen: Was können wir wissen? Was sollen wir tun? Was dürfen wir hoffen? Was ist der Mensch?

Sprache muss von sozialen Kontexten her gedacht werden, innerhalb derer sie in Auseinandersetzung mit einer äußeren Wirklichkeit das Korrektiv für unsere Annahmen, Meinungen, Überzeugungen und letztlich unser gesamtes Wissen darstellt; andernfalls könnte jeder Mensch letztlich sprechen und denken, wie und in Bezug auf was er will. Die sprachlichen Ausdrücke bzw. Begriffe stellen in der intersubjektiven Kommunikation für uns eine Konstanz sicher, die gewährleistet, dass wir uns nicht in willkürlichen und solipsistischen Wahrnehmungs- und Bedeutungswelten verlieren. Über die Bedeutungen der Worte und ihre Verwendung müssen wir uns bis zu einem gewissen Grade verständigen und einig sein, damit das Sprechen *seinen* und damit *einen bestimmten* Sinn gewinnen kann.⁶⁷ Allerdings darf Sprache deshalb nicht als etwas ausschließlich Kon-

66 W. v. Humboldt: *Schriften zur Sprache*, S. 24.

67 Sich über die Bedeutung von Worten zu verständigen, setzt das Vorhandensein von Sprache immer schon voraus. Man sieht hieran, wie schwierig es ist, über die Bedingungen der Sprache zu

stantes und Unveränderliches gedacht werden. Vielmehr wird sie durch die Praktiken des Sprachgebrauchs und in Liaison mit der Wahrnehmung stetig reorganisiert, was an Humboldts Sprachphilosophie nachfolgend deutlich werden soll.⁶⁸

4.2.3 Zur Nähe von Konrad Fiedler und Wilhelm von Humboldt

Wenn auch nicht ganz klar ist, ob Fiedler Humboldts Schriften zur Sprache selbst gelesen hat, so lassen sich Majetschak zufolge zumindest die sachlichen Bezüge eindeutig nachweisen. Fiedler sah in der Art und Weise, wie in Kunst und Sprache ein eigentümliches Weltbewusstsein des Menschen zur Darstellung gelangt, eine enge Verwandtschaft und orientierte sich im Hinblick auf die Sprache an Humboldt.⁶⁹ Inwiefern Sprache dies Humboldt zufolge vermag, soll nachfolgend kurz erläutert werden.

Wie oben bereits zu sehen war, gewinnt nach Humboldts Ansicht in der Einheit des Wortes die spurlos vorübergehende, subjektive, geistige Fähigkeit ihre Objektivität, Festigkeit und Reproduzierbarkeit; mittels der sinnlichen Wortlaute werden unsere gedanklichen Tätigkeiten fassbar. Das einzelne Wort ist dabei nicht als Repräsentant eines in der äußeren Welt objektiv gegebenen Gegenstandes selbst zu betrachten, sondern als die lautliche Fixierung der subjektiven Auffassung des Gegenstandes im Begriff. Die Sprache stellt also »niemals die Gegenstände, sondern immer die durch den Geist in der Spracherzeugung selbstthätig von ihnen gebildeten Begriffe dar.«⁷⁰ Die Begriffe sind die im Denken gebildeten Abstraktionen unter Absehung von vielen individuellen Bestimmungen der Dinge. Sie sind die gebildeten Einheiten als »Komplexe von (Wesens-)Merkmalen der Dinge in der Sicht der Sprecher«,⁷¹ die von der Sprache lautlich fixiert werden. Die Sprache bezeichnet also im Denken gebildete Auffassungen der Gegenstände in der Welt, die wir anhand der Abstraktion von der Art und Weise des sinnlichen Gegebenseins dieser Gegenstände bilden. Das darf jedoch nicht so verstanden werden, als übersetzten wir mittels der Sprache vorsprachliche geistige Phänomene im Sinne einer instrumentellen Auffassung in die Sprache; vielmehr gewinnt das an sich unbestimmte Denken im Laut zuallererst seine Gestalt und darin seine Bestimmtheit. Indem die lautliche Sprache ein Gedankengebilde fixiert, hält sie nicht einfach etwas ohnehin schon Bestehendes bloß fest, sondern sie erschafft es überhaupt erst und bringt es auf genuine Weise hervor.⁷² Wir sehen an dieser Stelle die Parallele zu Fiedlers Wahrnehmungsauffassung: Wir bilden in Wahrnehmung und Sprache nicht einfach etwas ab, sondern bringen etwas in den Praktiken des Sprechens und Wahrnehmens zuallererst hervor. Indem wir etwas herstellen, lässt sich darin etwas darstellen.

sprechen, aus der Position heraus ›immer schon‹ Sprache zu haben und gedanklich bereits im Medium der Sprache zu operieren. Vgl. zu den angestellten sprachphilosophischen Überlegungen das Kapitel zur Intersubjektivität der Sprache bei Donald Davidson und Robert Brandom, in: Georg W. Bertram: *Sprachphilosophie zur Einführung*, Hamburg 2011, S. 154–179 sowie das Kapitel zur Intersubjektivität, in: D. M. Feige: *Kunst als Selbstverständigung*, S. 28–35.

68 Vgl. E. Schürmann: *Sehen als Praxis*, S. 144.

69 St. Majetschak: *Die Sprachlichkeit der Kunst*, S. 113f.

70 W. v. Humboldt zit. n. ebd., S. 116.

71 St. Majetschak: *Die Sprachlichkeit der Kunst*, S. 116.

72 Vgl. ebd.

Das bedeutet keinesfalls, dass wir mit der Ausbildung des Lautes ›Baum‹ die Bäume in der Welt auf mystische Weise herbeizaubern würden. Die äußere Wirklichkeit soll im Sinne eines metaphysischen Realismus als eine von uns unabhängig gegebene verstanden werden. Anders gesagt: Das Universum existiert – ob es nun von Wesen wahrgenommen wird oder nicht.⁷³ Im Sinne eines kritischen Realismus sind uns jedoch ›nur‹ Erscheinungen der Objekte der Wirklichkeit gegeben, die durch unsere Wahrnehmung, Sprache und andere mediale Zugänge konstituiert und somit in gewisser Hinsicht konstruiert sind. Nur mittels dieser unterschiedlichen Medien lassen sich Unterscheidungen an der uns stets vermittelt gegebenen Wirklichkeit treffen; nur so haben wir Zugang zu ihr: »Insofern kann man tatsächlich sagen, dass jede *bestimmte* Gestalt des Wirklichen eine Konstruktion unseres Erkennens enthält. Aber dies trifft allein auf diese *Bestimmtheit* eines Wirklichen zu. Das so bestimmte *Wirkliche* hingegen ist kein Machwerk, sondern eben der Gegenstand unseres Erkennens. An ihm muss sich zeigen, ob die Bestimmung zutrifft oder nicht.«⁷⁴ Nicht der Realität selbst, sondern unserer Auffassung und unseres Zugangs zu ihr kommt demnach ein unvermeidlich konstruktiver Charakter zu.

Der sprachphilosophische Ansatz Humboldts soll an dieser Stelle nun so verstanden werden, dass uns die sprachlichen Laute ein Medium bieten, an dem unser Begreifen im Sinne unserer geistigen Auffassung sich ausbilden kann.⁷⁵ Das einzelne Wort macht uns im Medium des Lautes die geistige Abstraktion von Einzellern und sinnlich vielgestaltig Erscheinendem als mehr oder weniger Einheitliches zur intersubjektiven Verständigung verfügbar. ›Mehr oder weniger‹ insofern, als wir Begriffe eben auf durchaus individuelle und unterschiedliche Weise ausbilden. Wer, einmal angenommen, in den USA aufgewachsen ist und Zeit seines Lebens keine Tempel-, Burg- oder Schlossruinen, sondern nur Detroits Wirtschaftsruinen gesehen hat, weil jene Architekturen dort schlicht nicht existieren, wird einen etwas anderen Begriff der Ruine ausbilden, als jemand, der am Rheinufer lebend mit der Omnipräsenz von Burgruinen vertraut ist. Die Begriffe bilden sich nicht allein an der Lautgestalt von Worten aus; auch Schrift, Zeichen, Bilder, Bewegtbilder usw. stellen eine Verfügbarkeit dar, an der wir unser begriffliches Vermögen ausdifferenzieren können. Das Bonmot »von nichts kommt nichts« kann hier so verstanden werden, dass es irgendeines Mediums bedarf, damit uns *etwas* zur Verfügung stehen kann. Der Begriff des Mediums ist dabei sehr weitreichend zu verstehen: Wir sehen im Medium des Lichts, nehmen wahr im Medium des uns leiblich-sinnlich Erscheinenden, sprechen im Medium der Laute von Worten, schreiben im Medium der Schrift, zeigen mit dem Medium der Zeichen, Philosophieren im Medium des begrifflichen Gedankens usw.

73 Vgl. Wolfgang R. Köhler: *Einleitung*, in: Forum für Philosophie Bad Homburg (Hg.): *Realismus und Antirealismus*, Frankfurt a.M. 1992, S. 7–19.

74 Martin Seel: *Vom Handwerk der Philosophie*, München u. Wien 2001, S. 32.

75 Die folgenden Ausführungen beanspruchen nicht, Humboldts eigener Sprachphilosophie ganz gerecht zu werden. Er soll hier in gewisser Hinsicht bloß als Pate für die angestellten Überlegungen fungieren. Vgl. zu den angeführten sprachphilosophischen Motiven Humboldts: Jürgen Trabant: *Das tote Gerippe und die Arbeit des Geistes. Überlegungen im Anschluss an Humboldt*, in: Sybille Krämer u. Ekkehard König (Hg.): *Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?*, Frankfurt a.M. 2002, S. 76–96.

In allen diesen medialen Bezugnahmen liegt jedoch ein unterschiedliches und individuelles Begreifen dessen, worum es jeweils geht. Um zu Humboldts Überlegungen zur Sprache zurückzukehren: Komplexe, ausgebildete und natürliche Sprachen, in denen die Begriffsbildung weit fortgeschritten ist, wie z.B. das Deutsche, kann man sich als Netz von phonetischen Fixierungen vorstellen, die durch das Geflecht von Differenzen der Laute zueinander begriffliche Unterscheidungen bezeichnen. Jede Sprache teilt die Welt dabei auf eine spezifische Art und Weise begrifflich ein, die sich im phonetischen Unterscheidungssystem der Worte markiert. In verschiedenen Sprachen können diese Einteilungen erheblich divergieren und damit liegt Humboldt zufolge in jeder Sprache »eine eigentümliche Weltansicht«. ⁷⁶ Mit dem Erlernen einer Muttersprache erwerben wir zugleich eine charakteristische Weltansicht, so wie sie uns in den Worten dieser Sprache zugeführt wird. ⁷⁷ In einfachen Fällen sind die Unterschiede eher rein phonetischer Art – man denke an das Wort ›Hund‹ im Deutschen und ›dog‹ im Englischen. In anderen Fällen ›leuchtet‹ bereits mehr auf, wie bei den Ausdrücken ›Blitz‹ und ›lightning‹. Hier scheinen verschiedene Sichtweisen auf die Welt, sich in den Ausdrücken und dem einhergehenden Begriff zu manifestieren, wenngleich sich mittels beider Ausdrücke natürlich vollkommen gelingend auf die gleichen Gegenstände in der Welt referieren lässt; es geht hier um das im Begriff am Laut sich manifestierende *Wie* des Begreifens. Während den Ausdruck ›lightning‹ lediglich die Assoziation eines Aufleuchtens begleitet, scheint der onomatopoetische Ausdruck ›Blitz‹ das zu benennende visuelle Wetterphänomen in die zischende Lautgestalt seines phonetischen Ausdrucks sowie die aufblitzende Kürze seiner Schriftgestalt zu überführen. Noch deutlicher wird dies im Hinblick auf figürliche Rede, wie sie z.B. zur Beschreibung von heftigem Regen in unterschiedlichen Sprachen verwendet wird: »Es schüttet, wie aus Kübeln« (Deutsch), »Es regnet Katzen und Hunde« (Englisch), »Es regnet, wie eine Kuh, die pisst« (Französisch), »Es regnet Stuhlbeine« (Griechisch), »Es regnet Schusters Messer« (Irisch), »Es regnet alte Frauen« (Niederländisch) usw. *Was* wir damit begreifen, *worauf* in der Welt wir uns damit beziehen, ist der gleiche Sachverhalt: ›starker Regen‹; *wie* wir uns mittels Sprache einen Begriff davon machen, unterscheidet sich hingegen drastisch. In diesem Zusammenhang zeigt sich in der Sprache eine Charakteristik, die auch für die ästhetischen Medien und Künste entscheidend ist: Jede Sprache stellt unterschiedliche Ansichten der Welt zur Verfügung, welche die Wege möglicher Gedankengänge im Sprechen und Denken des Einzelnen in einem gewissen Grade prädestinieren. In diesem Sinne hat die Sprache als vorgegebenes Wort- und Regelsystem, das uns bestimmte Sichtweisen eröffnet, Macht über uns.

Humboldt zufolge gehört es nun aber ebenso zur Sprache, dass sie kein *konstantes*, sondern ein *dynamisches* Regelsystem darstellt; denn Sprachen wandeln sich sowohl kollektiv als auch individuell. So bilden sich (historisch betrachtet) sowohl regional unterschiedliche Sprachgewohnheiten auch innerhalb ›derselben‹ Sprachgemeinschaft beispielsweise eines Landes heraus als auch individuelle Idiolekte einzelner Personen; jeder Mensch entwickelt schließlich im Laufe seines Lebens gewissermaßen einen eigenen Sprachstil. In ihrem tatsächlichen Wesen ist die Sprache Humboldt zufolge daher

76 W. v. Humboldt zit.n. St. Majetschak: *Die Sprachlichkeit der Kunst*, S. 117.

77 Vgl. St. Majetschak: *Die Sprachlichkeit der Kunst*, S. 117.

»etwas beständig und in jedem Augenblick Vorübergehendes«,⁷⁸ denn sie wandelt sich ununterbrochen. Daher muss die Sprache, wie bereits die Wahrnehmung, als eine performative Praxis betrachtet werden, die ›eigentlich‹ nur in der jeweiligen Situation ihres Gebrauchs und nicht als etwas konstant Bestehendes wirklich ist: »Denn die Wirklichkeit der Sprache ist die im jeweils *individuellen Sprechen* einzelner Personen manifestierte, unabschließbare Arbeit des Wortgebrauchs zu dem Zweck, unter Rückgriff auf einen überkommenen Vorrat phonetischer Zeichen *eigene* Gedanken zu bilden, zu verdeutlichen, in Sätzen zu fixieren und schließlich anderen Personen mitzuteilen.«⁷⁹ Sosehr die Sprache also durch ihre Vorgaben Macht über den einzelnen Sprecher hat, da im Sprechen immer bereits auf historisch vorgegebene artikulierte Laute und die damit einhergehenden Begriffsweisen zurückgegriffen werden muss, so existiert demgegenüber doch auch eine individuelle Gewalt der Sprechenden über die Sprache. Denn das individuelle Sprechen verhält sich weder rein *reproduktiv* zu vorgegebenen sprachlichen Einteilungsweisen noch rein *erzeugend*, als würden wir einfach die passenden Worte erfindend etwas in die Welt bringen. Unser Umgang mit Sprache ist vielmehr als *umgestaltend* zu betrachten, da wir in ihr stets bereits Vorzufindendes variieren.

Es wäre sehr viel mehr zu den skizzierten sprachphilosophischen Überlegungen zu sagen; für den vorliegenden Zusammenhang relevant ist die Nähe einer bestimmten Charakteristik der an Humboldt anknüpfenden Sprachauffassung zu den bereits vorgestellten wahrnehmungstheoretischen Überlegungen Fiedlers und Schürmanns. Zwei Aspekte sind dabei besonders hervorzuheben: Weder bilden wir in Sprache und Wahrnehmung einfach nur eine Wirklichkeit ab noch erschaffen wir sie. Und: Weder eignen wir uns in Sprache und Wahrnehmung einfach nur bestehende und konventionell herausgebildete Formen des Wahrnehmens und Sprechens blind an noch erfinden wir uns unsere eigenen. Beide Faktoren sind entscheidend, will man verstehen, inwiefern die ästhetischen Medien und Kunstwerke unsere Wahrnehmungs- und Denkweisen im Zuge ästhetischer Reflexionsvollzüge grundlegend umgestalten. Bevor wir uns dem Zeichencharakter der Ruinen zuwenden, soll im folgenden Unterkapitel noch eine sprachphilosophische Position vorgestellt werden, die sich besonders dazu eignet, den metaphorischen Raum der Sprache als ein komplexes Ganzes eines Verständigungsgeschehens zu begreifen, der unsere buchstäblichen Raumerfahrungen und damit die hier behandelten ästhetischen Wahrnehmungsvollzüge der Ruinen grundlegend trägt: der semantische Holismus.

4.2.4 Semantischer Holismus

Der semantische Holismus, oder auch Bedeutungsholismus, eignet sich unter sprachphilosophischen Ansätzen besonders dazu, die im Rückgriff auf Humboldt angestellten Überlegungen zur Sprache noch etwas weiterzuführen.⁸⁰ Für das Ruinenästhetische ist

78 W. v. Humboldt zit.n. ebd.

79 St. Majetschak: *Die Sprachlichkeit der Kunst*, S. 117.

80 Einführend zum semantischen Holismus siehe: G. W. Bertram: *Sprachphilosophie zur Einführung*, S. 110f., 160f., 172f.

das insofern relevant, als das dynamische Bedeutungsnetz der Sprache das atmosphärische Erscheinen der Ruinen als komplexes Ineinander von Mannigfaltigem in sinnhafter Hinsicht trägt. Wollen wir angesichts der Ruinen und der Atmosphären, in denen sie stehen, überhaupt etwas verstehend vernehmen, müssen wir danach fragen, wie deren Bedeutsamkeit in der Sprache Gestalt annimmt.

Wahrnehmungen, Erinnerungen, Erwartungen, Vorstellungen, Gefühle, Imaginationen, Reflexionen – der gesamte geistig-leibliche Haushalt des Menschen gewinnt seine artikulierte Bestimmtheit in der Sprache oder zumindest im Rückgriff auf die Sprache, so soll es hier vertreten werden. Das bedeutet nicht, dass die angesprochenen Dimensionen des Menschseins *selbst* sprachlich verfasst sind; ebenso wenig bedeutet es, dass wir einfach etwas mit Worten benennen; vielmehr eröffnet begriffliche Sprache bestimmte Weisen des Erlebens, der durch sie angesprochenen Gegenstände oder Zusammenhänge im weitesten Sinne. Das darf nicht so verstanden werden, als würden die Begriffe zuallererst das Erleben verursachen: Wenn ich nicht weiß, was ich fühle, wenn ich verliebt bin, weil ich noch nie zuvor verliebt war, dann werde ich mich trotzdem so fühlen, wie ich mich fühle, wenn ich verliebt bin – nur verstehe und begreife ich eben (noch) nicht, dass es das Gefühl der *Liebe* ist, das mir den Verstand raubt. Eine verstehende Perspektive auf das, was einen angeht, eröffnet zuallererst die Sprache. Das Innen- und Außenleben lässt sich nur als dasjenige wahrnehmen, als das man es auch zu begreifen imstande ist. Die Vermutung lautet, dass alle kognitiven Fähigkeiten auf diese Weise begrifflich instruiert sind und ihre begriffliche Bestimmtheit im Raum der Sprache gewinnen. Die topologische oder topografische Metapher des ›Raumes der Sprache‹ zielt hier auf den semantischen Holismus ab. Begriffe gewinnen einem holistischen Verständnis von Sprache zufolge ihre Bedeutung und ihren Gehalt relational und strukturalistisch aus ihrer Stellung zu einer unüberschaubaren Fülle anderer Begriffe in der Sprache. Die Gesamtheit der begrifflichen Sprache muss dabei als ein dynamisches *Ganzes* (griechisch ›*hólos*‹, ›*ganz*‹) betrachtet werden, das sich andauernd in Bewegung befindet. Sprache steht nicht fest, wie wir mit Humboldt gesehen haben; sie wandelt sich unaufhörlich. Alte Worte geraten in Vergessenheit, neue Worte kommen hinzu; die Bedeutung desselben Wortes kann sich zudem wandeln – man denke bloß an das Wort ›geil‹, das früher sexuelle Erregung meinte und heute als positives Wertprädikat im weitesten Sinne verwendet wird. Nicht nur die materiellen Gegenstände in der Welt entstehen und vergehen, auch deren in der Sprache artikulierten Bedeutungen unterliegen einem unaufhörlichen Wandel.

Für die Ästhetik der Ruinen heißt das: Die Sprache eröffnet Weisen des ästhetischen Erlebens. Der (metaphorische) Raum der Sprache konstituiert erst den (buchstäblichen) Wahrnehmungsraum *als einen bestimmten*, in dem wiederum Bestimmtes zur Wahrnehmung kommt. Um das Gesagte konkreter werden zu lassen, sei nachfolgend ein beispielhaftes Sammelsurium an Vokabular aufgeführt, das im Spiel ist, wenn wir ruinösen Phänomenen begegnen. Diese Begriffe ermöglichen zuallererst eine differenzierende Wahrnehmung der entsprechenden erfahrbaren Phänomene. Wir kennzeichnen das Erlebte als:

›abgebröckelt‹, ›abgebrochen‹, ›abgelebt‹, ›abgenutzt‹, ›abgewetzt‹, ›abgründig‹, ›amorph‹, ›aufgelöst‹, ›ausgedient‹, ›ausgelöscht‹, ›baufällig‹, ›beschädigt‹, ›brü-

chig, ›desaströs‹, ›desolat‹, ›eingestürzt‹, ›entrückt‹, ›erodiert‹, ›fragil‹, ›gealtert‹, ›geschädigt‹, ›geschunden‹, ›hinüber‹, ›instabil‹, ›kaputt‹, ›lädiert‹, ›marode‹, ›morbide‹, ›rissig‹, ›schief‹, ›schmutzig‹, ›trostlos‹, ›umgestürzt‹, ›verblasst‹, ›verbraucht‹, ›verdorben‹, ›verdorrte‹, ›verfallen‹, ›verfault‹, ›verflossen‹, ›vergammelt‹, ›vergangen‹, ›vergeben‹, ›vergessen‹, ›verhängnisvoll‹, ›verheert‹, ›verkommen‹, ›verkümmert‹, ›verlassen‹, ›verlebt‹, ›verloren‹, ›verloschen‹, ›vernichtet‹, ›verrottet‹, ›verrückt‹, ›verschandelt‹, ›verschieden‹, ›verschlissen‹, ›verschlungen‹, ›verschüttet‹, ›verschwunden‹, ›versehrt‹, ›versengt‹, ›verstaubt‹, ›verstreut‹, ›versunken‹, ›vertrocknet‹, ›verwahrlost‹, ›verwaist‹, ›verwandelt‹, ›verwest‹, ›verwittert‹, ›verwunschen‹, ›verwüstet‹, ›zerborsten‹, ›zerbrochen‹, ›zerbröseln‹, ›zerfallen‹, ›zerfetzt‹, ›zerfleddert‹, ›zerfressen‹, ›zerfurcht‹, ›zerrissen‹, ›zerrüttet‹, ›zerschlagen‹, ›zerschlissen‹, ›zerschrunden‹, ›zersetzt‹, ›zerstört‹, ›zerstreut‹, ›zerstückelt‹.

Diese Adjektive ermöglichen es uns überhaupt erst auf genuine Weise, die ruinösen Gegenstände erkennend zu klassifizieren. Dabei geht es nicht allein um eine Benennung, in dem banalen Sinne, dass wir einfach Dingen Worte geben. Vielmehr sind die unterschiedlichen Worte Ausdruck unterschiedlicher Begriffsweisen, mit denen unterschiedliche erlebbare Perspektiven auf die Dinge eröffnet werden. Die aufgelisteten Worte stehen teils in einem synonymen Verhältnis zueinander und markieren doch nuancierte Unterschiede im Erleben. Ob etwas ›zerfallen‹ oder ›zerschlagen‹ wurde, verweist schließlich auf differente Verursachungen der ruinösen Phänomene; während letzterer Begriff intendierte Zerstörungen meint, benennt ersterer die erodierenden Folgen einer mangelnden Instandsetzung von Objekten und Architekturen. Die erfahrbaren Vorgänge in der Welt spiegeln sich auf gewisse Weise im Begriff wider, gehen in den Begriff ein, bzw. werden im Begriff reflektiert. Das Verhältnis von Erlebtem und Begriff darf dabei keinesfalls repräsentationalistisch als ein *abbildliches* oder *mimetisches*, sondern muss als ein *interdependentes* gedacht werden. Das scheint auch genealogisch auf die Ausbildung der menschlichen Sprachen zuzutreffen. Es ist nicht irgendwann plötzlich die Sprache vom Himmel in den Geist des Menschen gedrungen und hat ihm den Segen (oder Fluch) des erkennenden Wahrnehmens beschert. Genauso wenig haben die Dinge in der Welt irgendwann damit begonnen, dem Menschen ihre Namen und Bestimmungen zuzuflüstern. Der Mensch bildet (bildhaft gesprochen) im Laufe seiner historischen und individuellen Existenz ein Netz aus Lauten und damit einhergehend begrifflichen Verständnisweisen aus, das er über die von ihm erlebte Innen- und Außenwelt spannt und das durch die veränderliche Dynamik letzterer in iterativen Prozessen immer wieder neu justiert werden muss. Begriff und Anschauung scheinen dabei *immer schon* gemeinsame Sache gemacht zu haben – so die Vermutung. Veränderte Wahrnehmungsweisen ziehen veränderte Verständnisweisen im Sinne von Korrekturen bestehender Begriffskonstellationen nach sich, wie umgekehrt die Beschäftigung mit neuen Verständnisweisen auch veränderte Wahrnehmungsweisen ermöglicht. Das gilt für eher banale Fälle wie den elterlichen Hinweis an das eigene Kind: »Schau mal, in der Burgruine dort oben am Berg haben früher einmal die Ritter gewohnt« genauso, wie für voraussetzungsreichere Sinnzusammenhänge, wenn sich einem beispielsweise eine bestimmte Ruine als die gotische Klosterruine Eldena im Greifswald (Abb. 8) verstehend erschließt, die Caspar David Friedrich zum präferierten

Sujet seiner malerischen Ruinenreflexionen erklärt hat.⁸¹ Die Atmosphäre dieses Ortes wird man nur angemessen vernehmen können, wenn einem die kulturellen, historischen und kunsthistorischen Zusammenhänge der Romantik in zumindest geringem Maße etwas sagen – anderenfalls steht man vor Steinen im Wald.

Damit ist letztlich das Verhältnis von Theorie und Praxis angesprochen. Die Arbeit am Begriff ermöglicht veränderte Anschauungsweisen der Welt, wie umgekehrt Veränderungen in der Welt die Arbeit am Begriff erfordern. Und dass es sich so verhält, werde ich womöglich wiederum nur erfahren, wenn ich mich mit den entsprechenden Theorien über das Verhältnis von Theorie und Praxis befasse. Auch die vorliegende Studie im Ganzen kann in diesem Sinne letztlich als ein theoretischer Versuch verstanden werden, eine veränderte Form der Praktiken des Wahrnehmens bestimmter Zusammenhänge in der Welt zu begründen, hier mit Blick auf die Ästhetik der Ruinen. Das ist der *normative* Anteil jeder Theoriebildung im Unterschied zu ihren *deskriptiven* Momenten. Die vorliegende Untersuchung will ruinöse Phänomene in der Welt in der Tradition einer sich beständig wandelnden Ästhetik der Ruinen *verstehen und wahrnehmen* und die damit einhergehenden ästhetischen Prozesse auf Rezeptions- und Produktionsseite als atmosphärische Reflexionsvorgänge theoretisieren.

Das oben aufgelistete Vokabular zur basalen Deklaration ruinöser Phänomene operiert noch auf einer sehr grundlegenden Ebene des Etwas-als-etwas-Wahrnehmens. Wesentlich komplexer wird das Bedeutungsgeschehen, wenn wir an Ruinen auf der Ebene des Etwas-in-etwas-Wahrnehmens historische Zusammenhänge oder fiktive Imaginationen durchspielen. Auch letztere sind ermöglicht durch die Sprache, die diese Wahrnehmungsweisen zuallererst eröffnet. Will man die Sprache metaphorisch gesprochen als ein Netz oder Feld aus Begriffen begreifen, in dem sich unsere Welt- und Selbstverhältnisse grundlegend artikulieren, lohnt der Blick auf den besagten Bereich sprachphilosophischer Theorien, die sich dem semantischen Holismus bzw. dem Holismus sprachlicher Bedeutungen zuordnen lassen. Georg W. Bertram hat sich eingehend mit holistischen Theorieansätzen in der Philosophie, insbesondere mit Blick auf die Sprache, auseinandergesetzt.⁸² In der Einleitung zum Sammelband über den Holismus in der Philosophie schreiben Bertram und Jasper Liptow:

»Als *Holismus* kann man grob die These bezeichnen, daß ein Element – etwa ein sprachliches Zeichen, ein Organ, ein Mensch oder anderes – hinsichtlich bestimmter seiner Eigenschaften oder gar als solches eine Funktion seines *Zusammenhangs mit anderen* Elementen ist, mit denen es gemeinsam zu einem *Ganzen* gehört – etwa zu einem Zeichensystem, einem Organismus, einem sozialen Gefüge oder anderem.«⁸³

81 Vgl. Hubertus Gäßner: *Empfindsamkeit. Schillers »Räuber« – Landschaftsgarten – Melancholie – Ruinen – Memento mori*, in: ders. (Hg.): *Caspar David Friedrich. Die Erfindung der Romantik*, S. 101–115, hier S. 111–115.

82 Siehe Georg W. Bertram u. Jasper Liptow (Hg.): *Holismus in der Philosophie. Ein zentrales Motiv der Gegenwartphilosophie*, Weilerswist 2002; Georg W. Bertram: *Die Sprache und das Ganze. Entwurf einer antireduktionistischen Sprachphilosophie*, Weilerswist 2006, hier insb. S. 21–24; Georg W. Bertram, David Lauer, Jasper Liptow u. Martin Seel (Hg.): *In der Welt der Sprache. Konsequenzen des semantischen Holismus*, Frankfurt a.M. 2008.

83 G. W. Bertram u. J. Liptow (Hg.): *Holismus in der Philosophie*, S. 7.

Holistische Theorien gibt es also nicht allein mit Blick auf die Bedeutung sprachlicher Zeichen; vielmehr lässt sich immer dann von einem Holismus sprechen, wenn *Einzelnes* in seinem Verhältnis zu vielem anderen in den Blick gerät, mit dem es ein wie auch immer geartetes *Ganzes* bildet.⁸⁴ Für die *Beschaffenheit* der einzelnen Gegenstände ist es dabei entscheidend, dass sie mit vielen anderen Gegenständen zusammenhängen; die Konstitution oder Bestimmtheit des einzelnen Gegenstandes geht aus seinem Zusammenhang mit vielen anderen Gegenständen hervor. Der Gegenbegriff zum ›Holismus‹ wäre ›Atomismus‹, wonach die Verbindungen, in denen ein Gegenstand steht, als solche gelten und die Beschaffenheit des einzelnen Gegenstandes nicht betreffen.⁸⁵ Mit Blick auf den semantischen Holismus schreiben die Autoren:

»Die Bedeutung eines Zeichens oder eines sprachlichen Ausdrucks oder auch der Gehalt einer Überzeugung oder einer mentalen Repräsentation ist eine Funktion seines bzw. ihres *Zusammenhangs mit anderen* Zeichen oder Ausdrücken, Überzeugungen oder Repräsentationen. Das in Frage stehende *Ganze* ist dann entsprechend ein Zeichensystem, das Vokabular einer Theorie, eine Sprache oder ein System von Überzeugungen oder Repräsentationen.«⁸⁶

Bertram unterscheidet mit Blick auf den Bedeutungsholismus sprachlicher Elemente grundsätzlich zwei Versionen: eine »*inferentielle Semantik*« und eine »*differentielle Semantik*«. ⁸⁷ Während mit ersterer eine *verbindende* Beziehung unter bedeutungshaften Elementen angesprochen ist, bedeutet letztere eine *abgrenzende*. Inferentielle Beziehungen lassen sich in Form von Sätzen bzw. Propositionen denken, während differentielle Beziehungen im Unterschied von Worten bzw. Begriffen zueinander bestehen.⁸⁸ Mit Blick auf unser Thema könnte man z. B. das Substantiv ›Ruin‹⁸⁹ im Sinne eines *wirtschaftlichen, finanziellen oder körperlichen Zusammenbruchs* in einer verbindenden, schlussfolgernden, also inferentiellen Beziehung mit dem Substantiv ›Ruine‹ betrachten, das *verfallene und zerstörte Gebäude* bezeichnet und welches wiederum in einer ebensolchen Beziehung mit dem lateinischen Verb ›ruere‹ für ›stürzen‹ steht. Ein Beispiel für eine abgrenzende, sprich: differentielle Zeichenbeziehung wären die Verben ›ruinieren‹ und ›urinieren‹, deren minimale Differenz in Laut- und Schriftgestalt durch die Inversion der Buchstaben ›r‹ und ›u‹ einen kaum größeren Unterschied für deren Bedeutung markieren könnte.

Zum Holismus sprachlicher Bedeutungen heißt es bei Bertram: »Jedes Element, jeder bedeutungstragende sprachliche Ausdruck, ist – so die These – nur durch seine Stel-

84 Damit ist ein durchaus heterogenes Feld von Theoriebildungen angesprochen. Auch für den Begriff ›Holismus‹ selbst gilt schließlich, was die unter diesem Label vereinten Theorien untersuchen: nämlich dass der einzelne holistische Theorieansatz im Hinblick auf den Holismus nur in seinem Verhältnis zu anderen holistischen Theorien seine Kontur gewinnt. Vgl. dazu die Einleitung ebd., S. 7–29.

85 Vgl. G. W. Bertram: *Die Sprache und das Ganze*, S. 22.

86 G. W. Bertram u. J. Liptow (Hg.): *Holismus in der Philosophie*, S. 7.

87 Georg W. Bertram: *Holismus und Praxis. Der Zusammenhang von Elementen, Beziehungen und Praktiken*, in: ders. u. J. Liptow (Hg.): *Holismus in der Philosophie*, S. 59–75, hier S. 61.

88 Vgl. ebd., Anm. 4 sowie G. W. Bertram: *Die Sprache und das Ganze*, S. 56–60.

89 Zum Begriff ›Ruin‹ siehe: Jochen Hörisch: *Der Ruin/Die Ruine*, in: N. Bolz u. W. v. Reijen (Hg.): *Ruinen des Denkens. Denken in Ruinen*, S. 259–276.

lung unter den anderen Elementen konstituiert. [...] Es handelt sich um eine Stellung, die durch Beziehungen hergestellt ist – Beziehungen, die jedes Element zu einer Vielzahl anderer Elemente unterhält.«⁹⁰ Die Beziehungen, in denen die Elemente stehen, konstituieren demnach deren Bedeutungshaftigkeit, weshalb Bertram von einem »Beziehungen-Elemente-Holismus« spricht:

»In einem Beziehungen-Elemente-Holismus spielen die Beziehungen nicht zwischen Elementen, die außerhalb dieser Beziehungen bereits als solche konstituiert bzw. bestimmt sind. [...] Was die Elemente im Rahmen der Struktur sind – zum Beispiel bedeutungstragende sprachliche Ausdrücke –, sind sie im Zusammenhang mit den Beziehungen, in denen sie stehen. Man kann also nicht von Elementen sprechen, die holistisch in Beziehungen gestellt werden. Richtiger ist vielleicht eine Redeweise von Elementen, die aus Beziehungen zu anderen Elementen heraus bestimmt (oder konstituiert) werden. Der Begriff des Elements hängt in diesem Modell an dem der Beziehungen zu anderen Elementen. Erst diese machen das Element zu einem der fraglichen Struktur.«⁹¹

Man darf sich demnach die Elemente einer Sprache nicht als feststehenden Bausatz aus Buchstaben, Worten oder Sätzen vorstellen, die in ihrer Bedeutung determiniert sind und nun auf letztlich von vornherein vorbestimmte Weisen miteinander in Verbindung gebracht werden können; vielmehr ergibt sich die Bedeutungshaftigkeit der einzelnen sprachlichen Elemente zuallererst aus den Beziehungsgeflechten, in die sie involviert sind. Darin gerade liegt der Wert holistischer Theorien der Sprache: Dass sie in der Lage sind, dieses komplexe *Ganze* der Sprache in den Blick zu nehmen, anstatt sich an einer Analyse einzelner sprachlicher Operationen abzuarbeiten.

Die Beziehungen, welche die Bedeutungen der einzelnen Elemente im Einzelfall konstituieren, sind dabei als ein zutiefst dynamisches Geschehen zu betrachten, das seine Bestimmtheit letztlich nur innerhalb bestimmter Praktiken – in unserem Fall: des Sprechens – gewinnt, die Bertram daher »beziehungsstiftende Praktiken«⁹² nennt. Im Geiste des späten Wittgenstein führt eine solche Konzeption zu einer »Gebrauchstheorie der Bedeutung«,⁹³ wonach die Bedeutung eines Wortes in den Praktiken seiner Verwendung aufzusuchen ist. Bertram zufolge geht es nun darum, die Rolle dieser Praktiken für das Verständnis des Bedeutungsholismus zutreffend zu begreifen. Die Rolle menschlicher Praktiken im Zusammenhang mit der Sprache zu betonen, darf nicht dazu führen, dass »die praktische Ebene und die Begriffe, in denen sie rekonstruiert wird«,⁹⁴ als fundamental begriffen werden. Wer so agiert, gelangt nicht zur Rekonstruktion der holistischen Struktur, die es adäquat zu begreifen gilt. Diesen von Bertram als »Praktizismus« bezeichneten Theorien stellt er einen Ansatz entgegen, der die Praktiken und die holistische Struktur in antireduktionistischer Weise verbindet: »Praktiken müssen also in das Modell eines Elemente-Beziehungen-Holismus so eingezeichnet werden,

90 G. W. Bertram: *Holismus und Praxis*, S. 61.

91 Ebd., S. 65.

92 Ebd., S. 67.

93 Ebd.

94 Ebd., S. 71.

daß ihnen keine explikative Funktion aufgebürdet wird. Sie dürfen nicht als Fundament der gehaltverleihenden Strukturen konzipiert werden.«⁹⁵ Anderenfalls wäre die Bedeutungshaftigkeit der (menschlichen) Welt immer schon durch bestimmte Tätigkeiten determiniert. Wir wollen die Bedeutungshaftigkeit der Welt, wie sie sich in der Sprache artikuliert, jedoch demgegenüber gerade als von keiner Seite her grundsätzlich festgelegt begreifen – weder durch autonome Strukturen der Zeichen noch durch autonome Strukturen der Praktiken, in denen jene zur Anwendung kommen. Eine Alternative zum Praktizismus formuliert Bertram unter dem Begriff »Übergangsholismus«.⁹⁶ Danach seien »holistische Strukturen als Implikate von Praktiken mit sprachlichen Ausdrücken zu verstehen. Diese Implikate bilden sich von Praxis zu Praxis neu aus. Sie kommen also im Übergang zustande, sind mit den Praktiken verbunden, ohne daß diese irgendwelche Momente der Strukturen selbst konstituieren würden.«⁹⁷ Die holistische Struktur bildet sich sozusagen im Zusammenhang von Praktiken aus, mit denen der Sprachgebrauch einhergeht. Bertrams Konzeption des Übergangsholismus besagt:

»Wenn ein sprachlicher Ausdruck verstanden wird, wird er in einer holistischen Struktur platziert. Dieses Platzieren geschieht aber allein implizit. Die Struktur verbindet eine Vielzahl gebrachter sprachlicher Ausdrücke miteinander. Die sprachlichen Ausdrücke sind also stets an Praktiken gebunden. Jedes Verstehen eines sprachlichen Ausdrucks impliziert Bezüge zu vielfältigen *anderen* und *von anderen* gebrachten sprachlichen Ausdrücken. Jedes Verstehen impliziert – so kann man diesen Sachverhalt anders ausdrücken – Bezüge zu vielfältigen anderen sprachlichen Praktiken. Dennoch stiften die Praktiken nicht diese Bezüge. Die Bezüge bedürfen zwar der Praktiken, werden aber nicht von ihnen begründet. Die Rede von implizierten Strukturen besagt genau die Unbegründbarkeit bzw. Nicht-Reduzierbarkeit dieser Strukturen. Man kann diesen Gedanken auf den Begriff *Irreduzibilität sprachlicher Struktur* bringen.«⁹⁸

Dieser Konzeption zufolge kommt sprachlichen Ausdrücken *als solchen* streng genommen keinerlei Bedeutung zu. Auch eine holistische Konstitution sprachlicher Ausdrücke haben diese nicht *per se*, sondern allein *innerhalb* sprachlicher Praktiken: »Das Netzwerk, in dem sprachliche und andere Zeichen ihre Bestimmtheit gewinnen, kann [...] allein von innen, also in den Vollzügen ihres unmittelbaren oder reflektierten Gebrauchs erkundet werden.«⁹⁹ Bedeutung im Zusammenhang einer holistischen Struktur gewinnen die sprachlichen Elemente somit jeweils allein im Augenblick des verstehenden Sprechens:

»Was holistisch konstituiert wird, ist nicht etwas, das dem sprachlichen Ausdruck, sondern etwas, das dem Gebrauch mit ihm zukommt. Für den Gebrauch kann man davon sprechen, daß er mit Bedeutung verbunden ist. Das ist nichts anderes, als zu sagen, daß im Gebrauch ein sprachlicher Ausdruck verstanden wird. Wie auch immer man

95 Ebd.

96 Ebd.

97 Ebd.

98 Ebd., S. 71f.; den Gedanken der Irreduzibilität der Sprache führt Bertram aus, in: G. W. Bertram: *Die Sprache und das Ganze*.

99 M. Seel: *Aktive Passivität*, S. 98.

begrifflich den Unterschied machen will, den die holistische Struktur beiträgt: entscheidend ist, daß er mit dem Begriff der Praxis verbunden ist.«¹⁰⁰

Die sprachlichen Beziehungen und Elemente bilden dabei Bertrams Verständnis nach eine Einheit, die sich nicht auftrennen lässt und die nur innerhalb menschlicher Praktiken Gestalt annimmt.¹⁰¹ Den entscheidenden Unterschied zum Praktizismus markiert dabei:

»Es werden nicht – wie im Praktizismus – Tätigkeiten angeführt, die Bedeutungen hervorbringen, oder Tätigkeiten, deren Vorliegen auf das Gegebensein sprachlicher Bedeutungen schließen lässt. Es werden Tätigkeiten angeführt, die als solche nichts erklären sollen. Die Erklärungslast wird dem Zusammenhang von sprachlichen Praktiken und den in einer sprachlichen Praxis implizierten Strukturen aufgebürdet. Die Tätigkeiten fungieren nur als eine Seite dieser Explikation.«¹⁰²

Das heißt, weder die Praktiken, in denen Sprache Gestalt annimmt, noch die Sprache, die im Zusammenhang mit jenen menschlichen Tätigkeiten steht, liegen von vornherein fest, sodass sich die Bedeutung einzelner Begriffe auf das eine oder andere zurückführen ließe. Weder lässt sich die Sprache auf das Fundament der Praxis noch lassen sich die Praktiken auf das Fundament der Sprache reduzieren. Wir müssen uns immer wieder von neuem *mitten hinein* in die jeweiligen Sprachpraktiken begeben, die zudem stets mit normativen Dimensionen der intersubjektiven Kommunikation und mit nichtsprachlichen Praktiken verbunden sind, wenn wir im Einzelnen danach schauen wollen, welche Bedeutung bestimmten Elementen oder Beziehungen innerhalb der Sprache jeweils zukommt. Es gilt, »mit Blick auf die Sprache über die Sprache hinauszudenken«.¹⁰³ Da sich eine theoretische Reflexion zwangsläufig immer auch selbst im Medium der Sprache vollzieht, kann man noch einen Schritt weitergehen: Es gilt, *in der Sprache mit Blick auf die Sprache über die Sprache hinauszudenken*. Das ist insbesondere für den vorliegenden Zusammenhang entscheidend, schließlich stehen im Zentrum des theoretischen Interesses Phänomene, die selbst nicht sprachlich beschaffen sind, jedoch in sprachlichen Diskursen über sie ihre Bestimmtheit gewinnen, wie Architekturen, Bilder, Filme, Computerspiele und virtuelle Räume. Die Faszination an den Atmosphären, die diese herstellen, entfaltet sich bisweilen gerade am Nichtpropositionalen, Unbestimmten, Materiellen, Körperlichen oder Prozessualen. »Praxis und Normativität, der Zusammenhang von Bedeutung und Übersetzung, der Zusammenhang von Sprache und Geist, der Zusammenhang von Weltwissen und Sprachwissen«¹⁰⁴ – das sind Bertram zufolge u.a. Dimensionen, die deutlich werden lassen, dass Sprache nicht allein aus sich selbst heraus begriffen werden kann, sondern nur mit Blick auf die entsprechenden menschlichen Daseinsformen, in denen die Sprache jeweils Gestalt annimmt.¹⁰⁵ Bei Bertram führt daher die

100 G. W. Bertram: *Holismus und Praxis*, S. 73.

101 Vgl. ebd., S. 74.

102 Ebd.

103 G. W. Bertram: *Die Sprache und das Ganze*, S. 9.

104 Ebd., S. 21.

105 Vgl. ebd. die Kapitel *Zum Geleit und Sprache, Holismus und Antireduktionismus. Eine Einleitung*, S. 9–31, hier insb. S. 9, 21.

Frage nach der Bedeutung bzw. dem Gehalt sprachlicher Ausdrücke zu der Kernthese, dass »Strukturen im sprachlichen Verstehen mit Zusammenhängen sprachlicher Praktiken, mit normativen Bindungen unter Verstehenden und mit Strukturen in nichtsprachlichen Praktiken kokonstituiert sind«. ¹⁰⁶ Sprachliche Gehalte lassen sich demnach nur explizieren, indem man ein *Ganzes* aus sprachlichen und nichtsprachlichen Zusammenhängen in den Blick nimmt: »Die Sprache ist mit dem Ganzen des menschlichen Seins in der Welt, mit dem Ganzen der Fremd-, Welt- und Selbstverhältnisse verbunden.« ¹⁰⁷ Mit Heidegger ließe sich in diesem Sinne auch von Sprache als ›Welterschließung‹ und mit Wittgenstein von Sprache als ›Lebensform‹ sprechen. In diesen weitreichenden Dimensionen des Daseins müssen Bertram zufolge Sprache und Denken als grundlegende Aspekte des menschlichen Standes in der Welt betrachtet werden, den diejenigen, die sprachlich verstehen, einnehmen. ¹⁰⁸

Für das Verständnis der Sprache, wie Bertram es entwickelt, steht und fällt letztlich alles mit einer Explikation der besagten Ko-Konstitution der Strukturen sprachlichen Gehalts mit den Strukturen sprachlicher Praxis und den Strukturen normativer Bindungen unter Sprechenden sowie den Strukturen nichtsprachlicher Praktiken, in deren wechselseitiger Bestimmung sprachliche Bedeutung Gestalt annimmt. ¹⁰⁹ Diese dann nicht mehr nur sprachphilosophischen Überlegungen können und sollen an dieser Stelle nicht – zumindest nicht explizit – weiter verfolgt werden. Es bleibt an dieser Stelle bei einem Verweis auf Bertrams Schriften. Wonach wir jedoch im weiteren Verlauf dieser Arbeit weiterhin fragen werden, das ist die spezifische Bedeutsamkeit der Ruinen. Mit Blick auf die Ruinen folgt aus den hier skizzierten sprachphilosophischen Einsichten, dass wir auf die sprachlich verfassten, diskursiven Praktiken des Umgangs mit Ruinen ebenso schauen müssen, wie auf die nicht sprachlich verfassten Ruinen selbst und deren Reflexion in ästhetischen Medien und Kunstwerken, wenn wir kein einseitiges und verkürztes Verständnis dessen gewinnen wollen, welche Bedeutungen den Ruinen zukommen. Ruinen dürfen dabei weder als etwas von vornherein und unabhängig vom Sprechen bereits Bestimmtes noch als etwas allein durch die Strukturen der Sprache Determiniertes begriffen werden. Welche Bedeutung den Ruinen zukommt, hängt demnach von komplexen dynamischen Gefügen der Alltagssprache ebenso wie von poetischen Sprachverwendungen in der Literatur und den Fachsprachen im Sinne der Nomenklaturen archäologischer, historischer, kunsthistorischer, ethnologischer und in unserem Fall vor allem ästhetischer Sprachpraktiken insgesamt ab, in denen die Verständnisweisen der selbst nicht sprachlich verfassten Ruinen immer wieder neu verhandelt werden. Nur innerhalb dieser intersubjektiven Praktiken des Sprechens und Denkens über Ruinen gewinnen diese eine Bestimmtheit im Sinne einer Bedeutsamkeit,

106 Ebd., S. 28.

107 Ebd., S. 27.

108 Vgl. ebd., S. 10.

109 Genau das verfolgt Bertram in seiner Schrift *Die Sprache und das Ganze* im Ganzen, weshalb er auch kalkuliert überspitzt mit Blick auf seine eigene Sprachphilosophie von einem »holistischen Holismus« spricht, denn er will gerade in antireduktionistischem Gestus *all* die genannten Dimensionen nicht allein der Sprache gelten lassen, die ohnehin immer schon im Spiel sind, wenn wir nach der Bedeutungshaftigkeit und dem Gehalt von Sprache fragen. Vgl. ebd., S. 27.

die im Abgleich mit ihren Gegenständen andauernd auf dem Spiel steht und die letztlich auch deren ästhetisches Erleben trägt.

Für die Frage nach der Bedeutungshaftigkeit der Ruinen sind bedeutungsholistische Theorien – so sollte es in diesem Abschnitt nachvollziehbar werden – dazu geeignet zu erläutern, inwiefern das einzelne ästhetische Wahrnehmungsgeschehen seine Bedeutung vor dem Hintergrund eines unüberschaubaren und unbeherrschbaren Ganzen der Sprache gewinnt. Unüberblickbar insofern, als wir nie Herr dieses Ganzen sind; wir sind uns schließlich niemals diesem dynamischen begrifflichen Ganzen vollends gewahr, das unser Leben in einzelnen Erfahrungssituationen trägt; dieses Ganze darf insofern nicht als ein verfügbares und schon gar nicht als ein statisches Ganzes gedacht werden: »Alles, was wir sagen und denken, reicht weiter als das, was wir zu sagen und denken vermögen [...]«.¹¹⁰

Es ging in den Kapiteln zum *Raum der Wahrnehmung* und dem *Raum der Sprache* darum zu zeigen, dass sich Wahrnehmung und Sprache wechselseitig bestimmen und einander tragen. Wahrnehmungen haben Einfluss auf unser sprachliches Verstehen und sprachliche Verständnisweisen eröffnen zuallererst Wahrnehmungsweisen als *bestimmte* Wahrnehmungsweisen. Wenn wir etwas verstehend wahrnehmen wollen, bedarf es einer begrifflich instruierten Wahrnehmung. Im Zuge eines routinierten Alltagsdaseins begegnen uns im Laufe des Lebens immer weniger Situationen, in denen wir noch nicht wissen, was uns geschieht; wir sind so sehr auf bestimmte Wahrnehmungssituationen eingespielt, dass wir gar nicht mehr merken, wie voraussetzungsreich die begriffliche Orientierung in diesen Lebenssituationen in Wahrheit ist. Dass wir stets in komplexe Selbst- und Weltverhältnisse involviert sind, spüren wir beispielsweise, wenn wir neue Arbeitsstellen antreten und uns dort erst einmal mühsam einarbeiten müssen, wenn wir umziehen und in neuen Lebensumgebungen Orientierung gewinnen wollen oder wenn wir neue Menschen kennenlernen, die wir zunächst nicht einschätzen können. Unsere Wahrnehmung ist in diesen Fällen anfänglich noch orientierungslos. Angesichts der unbekanntenen Wahrnehmungssituationen müssen wir neue Verständnisweisen ausbilden, die stets auf den bislang im Leben erworbenen begrifflichen Verständnissen beruhen. Besonders deutlich lässt sich das im Übrigen an Computerspielen erfahren. Ein bislang unbekanntes Computerspiel ist für die noch nicht ausreichend instruierte Wahrnehmung – erst recht mit Blick auf Personen, die sich im Umgang mit solchen Spielen überhaupt nicht auskennen – im ersten Augenblick eine echte Herausforderung. Die im Umgang mit der entsprechenden Wahrnehmungssituation noch ungeübte Anschauung ist für einen meist relativ kurzen Moment schlicht ›blind‹ im kantischen Sinne: Man weiß nicht, wo man hinschauen soll; man weiß nicht, was das Dargebotene darstellen soll; man versteht nicht, wohin man sich mit den entsprechenden Steuerungsgeräten bewegen soll; man hat keine Ahnung, was die angezeigten Symbole bedeuten. Für geübte Spieler, die einem neuen Spiel auf der Wahrnehmungs- und Verständnisgrundlage unzähliger bereits gespielter Spiele begegnen, hat sich die Sache dann meist nach wenigen Augenblicken aufgeklärt. Je weniger bereits gemachte Erfahrungen die neue Wahrnehmungssituation tragen, umso länger bedarf das Einspielen auf diese neuen Wahrneh-

110 Martin Seel: *Für einen Holismus ohne Ganzes*, in: G. W. Bertram u. J. Liptow (Hg.): *Holismus in der Philosophie*, S. 30–40, hier S. 40.

mungen. Ein ebenso prägnantes Paradigma ist der Museumsbesuch, der sich zwischen begrifflicher Instruktion anhand von Infotafeln und dem leiblich-sinnlichen Erleben der exponierten ästhetischen Gegenstände vollzieht.

Nachdem wir uns zuletzt recht allgemein dem Verhältnis von Sprache und Wahrnehmung zugewendet haben, wollen wir im nächsten Abschnitt wieder konkreter auf die Ruinen blicken, um zu sehen, inwiefern den Ruinen in symbolischer und allegorischer Hinsicht bestimmte Bedeutungen zugesprochen werden – ganz im Sinne des zuletzt Behandelten immer gedacht als Bedeutungen, die aus bestimmten sprachlichen und nicht-sprachlichen Praktiken des Umgangs mit Ruinen resultieren.

4.3 Raum der Zeichen

Der Mensch ist ein animal symbolicum, das sich in einem Reich selbstgeschaffener Zeichen einrichtet und seine Orientierung aus diesen Zeichen empfängt. Er ist aber auch ein homo interpres, der Zeichen liest und deutet, wo er selbst gar keine hinterlassen hat. Nicht nur Sprache, Gesten, Texte und Bilder öffnen grandiose Deutungsspielräume, auch die Natur, die Welt, die soziale Umwelt oder die Großstadt kann zu einem Feld der Deutungskunst und des Deutungswahns werden.¹¹¹

In diesem Kapitel wird es um den Zeichencharakter der Ruinen im Sinne von Verweisbeziehungen gehen.¹¹² Wir haben nun bereits gesehen, dass das Ruinenästhetische zuweilen komplexe Verweiszusammenhänge ausmacht.¹¹³ Die Ruinenästhetik lebt geradezu davon, dass ihre Gegenstände nicht allein für sich selbst stehen, so alleinstehend die sich selbst überlassenen Gebäude uns zuweilen auch erscheinen. Als Vermögen zur Verzeichnung lassen sich solche Vorgänge auf der Subjektseite festmachen, auf der Objektseite sprechen wir gemeinhin von Zeichen, wenn im weitesten Sinne etwas auf etwas anderes verweist. Klarerweise greift beides auf komplexe Weise ineinander, wie in den vorherigen Kapiteln zur Wahrnehmung und Sprache schon ersichtlich wurde. Wir wollen nun genauer danach fragen, inwiefern solche Verweiszusammenhänge mit Blick auf die Ruinen relevant sind und worin sie konkret bestehen können. Der Titel des Kapitels läuft dabei Gefahr, gleich in mehrerlei Hinsicht irreführend zu sein. Streng genommen geht es weder um den *Raum* der Zeichen, noch um den Raum *der* Zeichen, sondern um eine für ästhetische Anschauungsweisen zentrale Bewusstseinsleistung, die im gegebenen Wahrnehmungsraum mehr als das im Raum Gegebene vernimmt. Wie schon im Kapitel zur Sprache ist mit dem Raum der Zeichen der buchstäbliche Wahrnehmungsraum in metaphorischer Weise angesprochen – hier nun mit Blick auf zeichenhafte Verweiszusammenhänge. Unter Hinweis auf Jurij Lotman spricht Aleida Assmann in dieser Hin-

111 Aleida Assmann: *Im Dickicht der Zeichen*, Berlin 2015, S. 26.

112 Einführend zum Thema Semiotik siehe: Umberto Eco: *Einführung in die Semiotik*, München⁶ 1988; Umberto Eco: *Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte*, Frankfurt a.M.¹⁷ 2016 sowie die Anthologie zum Symbolbegriff: Frauke Berndt u. Heinz J. Drügh (Hg.): *Symbol. Grundlagentexte aus Ästhetik, Poetik und Kulturwissenschaft*, Frankfurt a.M. 2009.

113 Siehe auch: Constanze Baum: *Ruinenlandschaften. Spielräume der Einbildungskraft in Reiseliteratur und bildkünstlerischen Werken über Italien im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Heidelberg 2013.